

PEK Dokumentation

Autor Generalvikar Dr. Dominik Meiering

**Titel Ökumenischer Gottesdienst zum Bundeskongress Notfallseelsorge,
17.09.2015, Trinitatiskirche**

Liebe Brüder und Schwestern,

gerade in diesen Tagen werden wir wieder mit Bildern des Leides konfrontiert: Flüchtlinge auf dem Meer, ertrinkend oder gerade das rettende Ufer erreichend, an Grenzen ausharrend, sich den Weg in die Freiheit Bahnend, unschuldige Opfer, die von Terroristen gedemütigt, gar brutal hingerichtet werden. Diese Bilder kommen uns jeden Tag ins Haus, wir können uns ihrer gar nicht erwehren. Darf man diese Bilder überhaupt zeigen? Ein totes Flüchtlingskind am Strand wird nur geschwärzt gezeigt, sein Leib ist eine Leerstelle im Bild.

Ist es nicht verständlich, wenn viele jetzt sagen: „Wir haben genug gesehen! Das geht uns doch eigentlich gar nichts an! Wir können ja doch nichts tun!“

Es scheint zur menschlichen Grundausstattung zu gehören, fremdes Leid nur gefiltert an sich herankommen zu lassen und am liebsten auf Abstand zu halten. Der Selbsterhaltungstrieb drängt uns, die eigenen Interessen wahrzunehmen.

Manch einer hält auch noch auf andere Weise Abstand von dem Leid, das ihm zu nahe kommt: Er sagt dann floskelhaft: „Herzliches Beileid auch! Kopf hoch, alter Junge! Immer nach vorne schauen!“ Oder im Rheinland heißt es auch gerne: „Wat willstste maache? Et kütt, wie et kütt!“ Man will sich und den anderen keine Berührung mit dem Leid zumuten und die Menschen zweifeln: „Was könnte ich dem anderen auch schon sagen... Es gibt doch eigentlich nichts zu sagen!“

Sie, meine lieben Brüder und Schwestern, die Sie täglich höchst engagiert in der Notfallseelsorge und der Krisenintervention tätig sind, können von anderen Erfahrungen und Erlebnissen berichten. Sie selbst sind Zeugnis und Zeugen für eine Kultur des Hinsehens, Wahrnehmens und Helfens. Sie lassen sich nicht beirren von gängigen Meinungen, Urteilen und Vorurteilen. Und Sie gehen über das Leid auch nicht einfach hinweg, weder verdrängend noch floskelhaft. Sie zeichnet vielmehr aus, dass Sie zu den Menschen stehen, dass Ihre Leidenschaft ist, die Menschen nicht im Stich zu lassen, dass Sie den Leidenden leiden können.

Dazu bedarf es – meiner Ansicht nach – dreier Haltungen: Ausharren, Aushalten, Trösten.

Ausharren. Wer einen Menschen in Not sieht, sollte bei ihm bleiben, ihm Nähe vergewissern, sein Gefühl der Verlorenheit mildern, gut zusprechen - vor allem

auch einen klaren Kopf behalten, Umsicht zeigen, die Situation im Blick behalten, die notwendigen Maßnahmen ergreifen, Ausschau halten nach anderen, die mithelfen können.

Aushalten. Jemanden leiden zu sehen, gehört zu den schwersten Prüfungen. Manchmal möchte man flüchten, man hält es nicht aus. Wer in solchen Extremsituationen ausharrt, schafft es, Empathie mit Distanz zu verbinden. Die Distanz ist notwendig, um demjenigen, der sich gerade nicht zu helfen weiß, die bestmögliche Unterstützung geben zu können.

Trösten. Gerade Hinterbliebene eines Unglücks fallen in ein tiefes Nichts. Sie können noch gar nicht realisieren, was geschehen ist, alles erscheint unwirklich. Hier hilft schon stummes Dabeisein, Gesten des Mitgefühls, Raum geben für Verzweiflung und Trauer. Hier soll nichts mit billigem Trost zugeklebt werden. Hier vertritt vielmehr der und die Tröstende die Stelle Jesu, der uns aufgefordert hat, die Trauernden zu trösten.

Und mit gutem Grund können wir in solchen Situationen extremer Not und Hilflosigkeit nicht nur selbst Hilfe und Beispiel bei Jesus finden, wir können auch mit Recht auf den Menschensohn hinweisen! Denn er ist glaubhaft, wir können ihm glauben, weil er selber alle Stationen des Lebens durchgegangen ist: bis zur letzten Phase, bis zum Ende. Jesus wurde selbst in die letzte Einsamkeit und Gottferne geworfen, die Freunde wandten sich von ihm ab, verschliefen die bitteren Stunden. Die Mitmenschen schmähten ihn, wünschten ihm gar alles Unheil der Welt an den Hals.

Aber auf seinem letzten Gang erfährt Jesus auch Hilfe. Fremde, zufällig Dabeistehende schauen nicht weg, sondern packen mit an, tragen die Last des Kreuzes eine Strecke mit.

Ich bin fest davon überzeugt: Es gibt viele Menschen, die bereit sind zu helfen. Der Anblick des Elends lässt sie nicht kalt, sondern – gegen alles Kalkül und gegen jede berechnende Rationalität – wollen sie das Leid des Anderen lindern, ihn nicht alleinlassen, ihm beistehen. Aber wie geht das?

Es geht nicht ohne ein existentielles Verhältnis und Verständnis vom Leiden und vom Tod. Nicht, dass wir über besondere Informationen verfügten, alles hinwegpredigen und dem Tod seinen Stachel nehmen könnten. Wir schauen nicht von den harten, widrigen, schmerzhaften Realitäten des Lebens weg, wir belügen uns nicht selbst mit Vertröstungen, sondern stellen uns der Grausamkeit des Todes. Wer jemals bei einem Sterbenden dabei war, wird dies nicht vergessen. Wie letzte Bewegungen noch den Lebensstrom flüssig halten, es dann aber stockt, ein letzter Atemzug, das Blut weicht aus den Adern. Hier geschieht Unfassbares, etwas unserem Begreifen entzogenes.

Dieser Realität will der moderne Mensch immer mehr ausweichen: Gräber sollen nicht mehr wie Gräber aussehen, alles soll in Stille und unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden, auf Beileidsbekundungen soll verzichtet werden. Auf To-

desanzeigen ist immer seltener ein Kreuz zu sehen. Beerdigungen gehen ohne angemessene Rituale vonstatten...

Wer aber wie Sie, liebe Brüder und Schwestern, die Erfahrungen der Endlichkeit miterlebt, anderen beisteht, diese tiefen Verwundungen zu ertragen, der nimmt das Leiden und den Tod ernst und weiß, dass Trost nur von einem kommen kann, der diesen Ernst bis zur letzten Konsequenz selber durchlitten hat, der dem Tod aber nicht das letzte Wort gelassen hat. Der Gottessohn hat vielmehr für immer die Spirale der Endlichkeit und Erschöpfung durchbrochen. Nur er kann unseren Hunger und Durst auf ewig stillen.